

*Folkert Rickers*  
Predigt über Lk 1,46–55  
vorgesehener Text für die besondere Perikopenreihe  
Ruhr. 2010 – Kulturhauptstadt Europas  
im Gottesdienst der Salvatorkirche Duisburg am 16. Mai 2010

»Und Maria sprach:  
Meine Seele erhebt den Herrn,  
    und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes;  
denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.  
    Siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle  
    Kindeskinder.  
Denn er hat große Dinge an mir getan,  
    der da mächtig ist und des Name heilig ist.  
Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für  
    bei denen, die ihn fürchten.  
Er übet Gewalt mit seinem Arm  
    und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.  
Er stößet die Gewaltigen vom Thron  
    und erhebt die Niedrigen.  
Die Hungrigen füllet er mit Gütern  
    und läßt die Reichen leer.  
Er denket der Barmherzigkeit  
    und hilft seinem Diener Israel auf,  
wie er geredet hat unsren Vätern,  
    Abraham und seinen Kindern ewiglich.« (Luther; revidierte  
Fassung 1964)

Liebe Gemeinde!

Neben mir sitzt die zehnjährige Sandra. Nach einer Weile des Schweigens raunt sie mir halblaut zu: »Das ist aber schön hier.« Sandra ist sichtlich beeindruckt von der Kargheit und Schlichtheit

des

schmucklosen Raums. Die rohen Baumaterialien dominieren und schaffen zusammen mit dem Einfall des Tageslichts von oben eine eigenartige, aber einnehmende Atmosphäre. Der Raum fordert zu andächtigem Verhalten heraus.

Bald ziehen Mönche ein. Es ist Sonntagnachmittag, 17 Uhr. Die Mönche des Marmelis-Klosters in der Nähe der holländischen Stadt Vaals in Limburg heben an zu ihrem täglich verrichteten Abendgebet, der sogenannten **Vesper**. Der Schlichtheit des Raumes korrespondiert der nun herüberklingende, manchmal monoton erscheinende, ebenso schlichte wie aber auch anrührende gregorianische Gesang in lateinischer Sprache. Zurückgehend auf die Zeit der Alten Kirche, also nun seit mehr als eineinhalb Jahrtausenden pflegen Klöster diese Tradition des Stundengebets. Täglich erheben Mönche und Nonnen in der ganzen Welt zu festgelegten Stunden ihre Stimme zum **Lob Gottes**. Nur diesem Zweck sind sie verpflichtet. Sie wollen mit ihrem Gesang keine ästhetische Wirkung erzielen, wollen nicht andere Menschen musikalisch anrühren. Alles soll schlichtes, in musikalische Formen gebundenes Gebet sei. Nichts weiter! Und deshalb findet das Stundengebet ganz unabhängig davon statt, ob Außenstehende zugegen sind oder nicht. Gleichwohl wird man sich auch als gebetsbereiter Gast kaum der herben Schönheit des gregorianischen Gesangs und seiner eigenartigen ästhetischen Wirkung entziehen

können. Nirgends wird er aufdringlich. Eher ist es eine zurückhaltende und verhaltende Weise des Musizierens. Und in solcher Verhaltenheit fließen bei den Mönchen in Marmelis Raum und musikalische Deklamation im Stundengebet zu einem einheitlichen Gotteslob zusammen.

Auch die anderen Kinder eines vierten Schuljahres sind von dem Erlebnis der Vesper beeindruckt. Sie reagieren unmittelbar, als das Weihrauchgefäß entzündet und geschwenkt wird. Denn das ist das äußere Zeichen, wie sie durch den Unterricht wußten, daß nun das sogenannte **Magnifikat** erklingen wird, der berühmte Lobpreis der Maria. Er ist der Höhepunkt des Abendgebets. Der Name rührt her vom ersten Wort des Textes in seiner lateinischen Fassung. Mit dem ersten Satz des marianischen Lobpreises lernten die Schüler zugleich ihre ersten lateinischen Worte. Und einige haben den Satz in dieser Fassung auch behalten: **Magnifikat anima mea Dominum.** *Meine Seele **erhebt** den Herrn*, wie Luther übersetzt hat, oder: ***preist** den Herrn*, wie moderne Übersetzer deutlicher formulieren.

Der Lobpreis der Maria hat immer wieder dazu inspiriert, in ihn einzustimmen. Seit dem Mittelalter haben Komponisten ihn mit den musikalischen Mitteln und Möglichkeiten ihrer Zeit neu auszugestalten versucht. Die bekannteste Vertonung des Magnifikats ist die von Johann Sebastian Bach, die einen Höhepunkt in schon

längeren Entwicklung dieser Gattung darstellt. Er zeichnet das Geschehen im Einzelnen sehr reslistisch nach, beginnend mit dem Lobpreis in der vollen Chor- und Orchesterbesetzung, dazu 3 helle Trompeten. Wo es heißt, dass die Gewaltigen von Thron gestoßen werden sollen, macht Bach das durch herabfallende Figurationen deutlich.

Dabei stützen sich die Komponisten in ihren musikalischen Ausgestaltungen wie in der klösterlichen Tradition der Vesper meistens auf den **Gedanken des Lobes**. Zu Recht! Denn die Antwort des Menschen auf das Kommen Gottes in Jesus von Nazareth kann und sollte zunächst nichts anderes als Dank und Lob sein. Maria drückt ihre Freude darüber aus, daß sie den Heiland der Welt gebären wird. Das Lob der Maria gibt unmittelbar Anlass, in ihren Jubel einzustimmen, so daß ihr Jubel unser Jubel werde:

**Magnificat anima mea dominum!**

Allerdings ist mit dem Gotteslob der Sinngehalt des Magnifikats noch nicht erschöpft. Es lohnt sich auch, genauer zuzusehen, was Maria mit dem Kommen des Erretters erhofft und erwartet. Große Dinge habe Gott bereits an ihr getan und – so kündigt sie an – Großes werde er noch tun: Zunächst wird denen gedroht, die hoch hinaus wollen. Sie werden die Macht Gottes zu spüren bekommen. Härter aber wird es noch die ungerechten politischen Machthaber treffen.

Denn sie sollen aus ihren Machtpositionen vertrieben werden. Dagegen sollen die Erniedrigten, Menschen an der unteren Skala der Gesellschaft sichtbar aufgewertet werden. Aber noch mehr wird verheißen: Hungrige sollen satt werden und Reiche leer ausgehen, d.h. Reiche sollen um ihren Reichtum gebracht werden. Gott wird das alles tun, um damit befreiende Barmherzigkeit an seinem Volk Israel zu üben. Man kann den Text drehen und wenden wie man will: Es gibt keinen Zweifel, daß Maria hier den **Umsturz** aller gesellschaftlichen Verhältnisse im Blick hat, ja eine **Revolution**, eine Revolution, die mit dem Kommen Jesu im Zusammenhang steht. Es sind die Sehnsüchte und Visionen der Armen, der Hungernden, der Unterdrückten der gesellschaftlich Degradierten, die sich hier in dem Preislied der Maria Ausdruck verschafft haben. Und auch Maria selbst wird hier als eine Frau dargestellt, die dieser großen Masse der Armen im antiken Judentum zugerechnet werden muß. Denn wo sie sagt, daß Gott seine Magd in ihrer Niedrigkeit angesehen habe, da steht im Urtext ein griechisches Wort, daß auch mit »**Sklavin**« übersetzt werden kann. Zumindestens hörte der antike Leser diese Bedeutung mit. Er nahm wahr: Eine Sklavin war von Gott ausersehen, nicht nur den Erretter Israels zur Welt zu bringen, sondern auch noch den Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse anzusagen. Die Provokation des Textes wird aber noch gesteigert

durch den Umstand, daß es eine **Frau** war, die solche Rede führt oder der solche Rede in den Mund gelegt worden ist, also nach damaliger Auffassung **eine völlig missachtete, weithin rechtlose Person**.

Diese Provokation war so ungeheuerlich, daß sie damit wieder **aus** der Welt geschafft wurde, daß alles in übertragenem, in einem geistigen Sinne verstanden werden sollte. Der Umsturz der Verhältnisse wurde mit dem Kommen Jesu als gegeben angenommen. Die Hungernden waren dann z.B. solche, die nach Glauben hungerten. Im Übrigen beschränkte man sich darauf, sich theologisch und musikalisch am **Lobpreis der Maria zu orientieren**.

Diese Sichtweise wird nun allerdings seit längerem in Frage gestellt. Und bezeichnender Weise geschieht das nicht in erster Linie durch gelehrte Fachleute, sondern durch einfache Christen, vornehmlich in lateinamerikanischen Ländern, durch Menschen, die in frappierender Naivität den Wortlauf des Magnifikats ernst genommen haben. Sie machten die **wichtige Entdeckung**, daß diejenigen, die das Magnifikat verfaßt und der Maria zugeschrieben haben, wie sie ebenfalls arme und unterdrückte Leute gewesen sein müssen. Nur sie konnten die rigorose Forderung nach einer Revolution aufstellen und vor Gott einklagen. Denn Mächtige und Wohlhabende oder solche, die von bestehenden Machtverhältnissen profitieren, haben

normalerweise kein Interesse daran, die Gesellschaft so umzuschichten, daß allen Menschen dauerhaft bessere Lebensmöglichkeiten eingeräumt werden. Eine ganz andere Welt aber tut sich dort auf, wo das Magnifikat angeeignet wird als ein »indianisches Festlied« und wo Maria identifiziert wird mit einem »armen Bauernmädchen, das ausgenutzt wird und leidet«, wie es in einem Laienkatechismus aus Peru heißt.

Aber wenn dem so ist, geht uns der weitere Inhalt des Textes dann überhaupt noch etwas an? Können wir ihm Erkenntnisse entnehmen, die uns in unserem Glauben voranbringen? Haben wir nicht zu Recht ganz auf das Lob der Maria gesetzt und hier den eigentlichen Sinn des Magnifikats gesehen? Was können wir von der Entdeckung der armen Christen Lateinamerikas lernen? Sollten wir nicht die antiken Gesellschaftsverhältnisse mit ihren extrem krassen Gegensätzen von einigen wenigen Reichen und der großen Masse bitterarmer Menschen auf sich beruhen lassen? Und schließlich: Gibt es denn so krasse soziale Gegensätze in unserer Gesellschaft, daß das Magnifikat in sie mit Erfolg einsprechen könnte? Die Antwort ist nicht ganz einfach, weil wir uns dazu zu einem **Perspektivenwechsel** bereit finden müssen. Wir müßten nämlich bereit sein, mit den Augen der Armen den Text neu zu lesen und dann vielleicht neu zu verstehen. Müssen wir uns dann nicht den Armen

lateinamerikanischer Länder oder anderer Länder der Dritten Welt gegenüber als die Mächtigen und Besitzenden verstehen? Haben wir sie nicht schon seit Jahrhunderten im Zuge der Kolonisation ausgeplündert? Grundet nicht unser Wohlstand auch auf der Armut dort? Verbauen wir ihnen nicht durch unfaire Handelsbeziehungen die Chance zu einer Entwicklung, mit der sie sich unseren Lebensverhältnissen jedenfalls annähern können? Wird nicht die Kluft zwischen den wohlhabenden Staaten und denen der sog. Entwicklungsländer immer größer, so daß eine gewaltfrei gedachte Weltrevolution nötig wäre zur besseren Verteilung der Güter, auf die alle Menschen einen Anspruch haben? Wer sagt, daß wir hier in Europa in einem ungleich höheren Maße die Ressourcen der Welt nutzen dürfen als die Menschen in den Armenhäusern Asiens, Afrikas oder Lateinamerikas?

Ist uns eigentlich noch bewußt, wie wohlhabend wir in Wirklichkeit sind? Die privaten Sparguthaben in der Bundesrepublik Deutschland – wie man von Zeit zu Zeit in den Zeitungen lesen kann – belaufen sich im **Billionen**bereich – eine kaum vorstellbare Zahl. Und die Guthaben nehmen ständig zu.

Das Magnifikat fordert uns nicht auf, jetzt schnell etwas gegen die erkannte Misere hier und dort zu unternehmen, so sinnvoll auch punktuelle Hilfsmaßnahmen an Gütern und Dienstleistungen auch



immer sein mögen. Aber die Erfahrung lehrt, daß sie im Grundsätzlichen nichts verändert haben. Im Gegenteil: Die Kluft zwischen Arm und Reich hat sich weltweit in den beiden letzten Jahrzehnten vertieft, und zwar trotz aller menschlichen, ökonomischen und politischen Hilfe. Wir werden vielmehr durch das Magnifikat angestoßen, darüber nachzudenken, wie die Bedingungen für eine weltweit bessere soziale Gerechtigkeit **grundsätzlich verändert** werden können, damit sich die Verheißung Gottes erfüllen kann, daß die Niedrigen erhoben und die Hungernden gesättigt werden können.

Der biblische Text hat eine **revolutionäre Perspektive** im Blick. Sie darf nicht zu unseren Gunsten vergeistigt und weginterpretiert werden. In ganz urtümlichem Sinn stellen sich arme Juden und Christen zur Zeit Jesu vor, daß Gott sich nicht nur zu ihrem Anwalt machen, sondern ihre Sache selbst in die Hand nehmen werde. An dieser Erwartung werden wir heute nicht unmittelbar anknüpfen können. Aber mit den Verfassern des Magnifikats werden wir weiter davon ausgehen müssen, daß ihre Einschätzung zutreffend ist, daß nämlich weltweit nach wie vor eine **grundsätzliche**, eine **strukturelle**, eine **revolutionäre** Veränderung nötig ist, um wirklich soziale Gerechtigkeit herbeizuführen, die diesen Namen verdient.

Das Magnifikat fordert nicht unmittelbar zu einer bestimmten Tat auf. Aber es klärt die Fronten und nötigt uns zur **Parteinahme für die Armen aus dem Blickwinkel der Armen**. Es kann für uns eine neue Nachdenklichkeit provozieren in einem seit Jahrhunderten schwelenden Problem, das sich allerdings zugespitzt hat und von dessen Lösung die Zukunft unserer Welt entscheidend abhängen wird.

Was es heißt, mit den Augen der Armen zu sehen, wird durch eine kleine Geschichte aus der Zeit der spanischen Eroberung Lateinamerikas verdeutlicht. Sie steht in dem schon genannten peruanischen Katechismus, den die Armen selber geschrieben haben: »In der südlichen Sierra, in der Kirche von Yanaoca, gibt es ein Bild der Jungfrau Maria mit ausgestreckten Armen. Unter dem Mantel waren Túpac Amaru und Micaela Bastidas gemalt – ein indianisches Ehepaar im Widerstand. Man erzählt, daß das Bild zweimal gemalt wurde: vor und nach dem Tode der beiden Eheleute. Der Spanier Areche ließ die beiden übermalen, nachdem er den Inka und seine Frau getötet hatte. Aber die Indios malten sie wieder nach« (Vamos Caminando, S. 151). Die Geschichte enthüllt zwei grundsätzliche, sich ausschließende Betrachtungsweisen. Beide beanspruchen für sich **ihre** Maria. Aber nur die Maria, die schützend die Widerstandskämpfer unter sich birgt, kann sich auf das Magnifikat

stützen. Eine Maria, welche die Eroberer auf ihrer Blutspur durch die lateinamerikanischen Länder begleitet, kann das nicht. Sie ist nicht mehr die biblische Maria, sondern wird als Instrument für eine jahrhundertelange ungerechte Eroberung und Unterdrückung beansprucht.

Zum Schluss möchte ich noch einmal den Blick auf Maria lenken. Der Text muss verstanden werden als Votum einer politisch ambitionierten Frau, für die jüdische Antike ebenso provozierend wie –historisch betrachtet – unzeitgemäß. Die Kirchengeschichte ist unter patriarchalischen Vorzeichen – wie man weiß – ganz anders verlaufen. Frauen hatten hier in der Regel nichts zu bekunden und zu sagen. Frauen wurden in allen Belangen des Lebens meistens vielmehr als unterwertige Wesen behandelt, mussten schließlich die unsäglichen, von Männern betriebenen Hexenverfolgungen über sich ergehen lassen. Das politische Votum der Maria greift also der Zeit weit voraus und ist – schaut man weltweit auf die Situation der Frauen – bis heute unabgegolten. Reden wie Maria, sich einmischen – das ist noch keineswegs allen Frauen zugestanden. Die patriarchalische Bastion steht, emotional und bewusstseinsmäßig tief eingewurzelt auch in unserer Gesellschaft, auch in den Kirchen. Sie ist den meisten Männern aber in ihrem eigentlichen Ausmaß nicht wirklich bewusst. Hier müssen die Frauen helfen, Veränderungen

anzubahnen.

Amen.